

Frei, aber abhängig – Zu den Paradoxien des Kapitalismus

Prof. Axel Honneth im Gespräch mit Ulrike Jaspers
über die Zukunft des Instituts für Sozialforschung



? Gleich rechts neben dem Eingang des Instituts für Sozialforschung befindet sich das Zimmer 1a; Axel Honneth steht auf dem Namensschild – Treffen an einem historischen Ort: Von diesem Arbeitszimmer aus lenkten auch Max Horkheimer und Theodor W. Adorno die Geschicke des Instituts für Sozialforschung, von hier aus verbreitete sich der Weltruf der Frankfurter Schule. Inspiriert Sie die Aura dieses Raums?

Honneth: Zunächst war es schon eher ein Druck, das ganze Erbe im eigenen Rücken zu spüren und diese großen Vorbilder zu haben, an denen man eigentlich nur scheitern kann. Ich habe den Raum primär nie als Inspiration wahrgenommen, sondern zunächst nur als ein Symbol der Einschüchterung. Das war wahrscheinlich auch der Grund, warum ich, als ich Direktor wurde,

eigentlich all das, was in diesem Raum noch an Adorno erinnerte, entfernen wollte. Aber natürlich kann ich mich von diesem Erbe nicht ganz frei machen, und das hat auch eine positive Seite. Denn daraus erwächst für mich der Anspruch, Philosophie und Sozialforschung auf einem gewissen Niveau wieder zusammenzuführen. Dieser Herausforderung stelle ich mich.

? Jubiläen wie der 100. Geburtstag von Adorno beflügeln Forscher, Biografen, aber auch Reliquienjäger. Klopft hier gelegentlich mal jemand an Ihre Tür, um nach Spuren oder gar nach ungehobenen Schätzen des Philosophen zu suchen?

Honneth: An die Tür des Instituts schon, das passiert mindestens einmal in der Woche. Es sind überwiegend Ausländer, die das Institut für Sozialforschung immer noch ganz eng mit den Namen von Adorno und Horkheimer in Verbindung bringen und erwarten, dass sich hier auch die Archive befinden und dass das Haus noch voll ist mit Relikten der damaligen Zeit, mit Fundstücken zu und von Adorno. Wir müssen die Leute dann immer ein wenig enttäuschen. Am ehesten findet sich etwas von der Aura Adornos noch in der Strenge und in der unkonventionellen Bescheidenheit

der Arbeitszimmer, die den Geist der fünfziger Jahre spüren lassen.

? Gibt es denn in diesem Arbeitszimmer, das Sie nun mit den nüchtern funktionalen Designer-Büromöbeln der 1990er Jahre, wie USM Haller, Artemide und Wilkhahn, ausgestattet haben, noch irgendetwas, was an Adorno erinnert?

Honneth: Die Deckenlampe, und nach meiner Kenntnis hat zumindest Horkheimer schon diesen Schreibtisch benutzt.

? Adorno starb am 6. August 1969, da dürften Sie gerade mit Ihrem Abitur auf einem Essener Gymnasium fertig gewesen sein. Haben Sie diese Nachricht damals wahrgenommen?

Honneth: Nein, bis zum Abitur war ich ein eher indifferenter, schlechter Schüler. Meine Begeisterung für die Philosophie setzte unmittelbar nach der Freisetzung von der Schule ein. Ich war einer derjenigen, die das Gymnasium in seinen Möglichkeiten eher behindert als gefördert hat.

? Die Nähe zwischen den politischen Forderungen der Studentenbewegung, insbesondere dem Sozialistischen Demokratischen Studentenbund (SDS), und der Kritischen Theorie war offensichtlich. Doch ebenso unübersehbar waren die persönlichen Spannungen und Zerwürfnisse zwischen den Studierenden und Adorno als einem der Väter der Kritischen Theorie. Sie haben die Studentenrevolte als junger Student im beschaulicheren Bonn erlebt. Spielten diese Zerwürfnisse aus der Distanz überhaupt irgendeine Rolle?

Honneth: In gewisser Weise schon: Ich gehörte nie den wirklich radikalen Gruppierungen der Studentenbewegung an, sondern eher einem reformistischen Flügel. Ich war da-

Strenge und unkonventionelle Bescheidenheit prägten Adornos Arbeitszimmer, das den Geist der 1950er Jahre spüren lässt.



mals Mitglied der Jungsozialisten und fühlte mich eher von den reservierten Analysen Adornos und dann auch Habermas' angezogen. In Bonn habe ich mit Begeisterung und nächtelang Adorno gelesen. Nur war Bonn natürlich ein denkbar ungeeigneter Ort, um diese Studieninteressen zu vertiefen. Ich bin dann nach Bochum gegangen: Die Ruhruniversität war noch keine wirklich etablierte Universität. Es gab noch Professoren, die von benachbarten Universitäten »ausgeliehen« wurden, das Milieu war daher wesentlich offener und zeichnete sich durch eine starke Studentenbewegung aus. Danach hat es mich dann nach Berlin verschlagen.

? Sie haben begonnen, Adorno gleich als junger Student zu lesen. Und auch verstanden?

Honneth: Das ist eine Frage, die ich gar nicht mehr beantworten kann. Adorno versteht man ja immer irgendwie: Zunächst meint man, ihn sofort zu verstehen, dann entwickelt man selbst so eine Art von adornitischer Prosa, die von heute aus gesehen unlesbar ist. Durch eine solche Phase des Adornitentums bin ich kurz gegangen – von heute aus

betrachtet beinahe peinlich. Aber vielleicht geht jeder Student, der etwas auf sich hält, durch eine solche Phase der geradezu mimetischen Anschmiegung an einen großen Autor. In Bochum wurde dann einiges getan, um mir bei der Lektüre zu helfen, weil ich mit dem dortigen Hegel-Archiv in Beziehung kam. Da wurde Hegel richtig studiert, und das waren gute Voraussetzungen.

? Haben Sie persönlich zu den Vätern der Frankfurter Schule Kontakt gehabt?

Honneth: Adorno und Horkheimer habe ich nie erlebt, aber Marcuse in den frühen 70er Jahren, auf der Buchmesse, das hat mich stark beeindruckt. Später bin ich dann über Habermas mit Leo Löwenthal in Berührung gekommen. Und das war eine nachhaltige Erfahrung. Leo Löwenthal war eine sehr charismatische Persönlichkeit und eigentlich der letzte Überlebende der Frankfurter Schule, auch wenn er nach dem Krieg in Kalifornien blieb. Er war im Institut der Kultur- und Literaturanalytiker und stand in sehr enger Verbindung mit Erich Fromm und Siegfried Kracauer.



Im gleichen Zimmer wie einst Theodor Adorno und dann Max Horkheimer sitzt nun Axel Honneth als Direktor des Instituts für Sozialforschung – die nüchtern funktionale Designer-Büroausstattung der 1990er Jahre knüpft an die Strenge des Designs in den 1950er Jahren an.

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno im Kreis ihres interdisziplinären Forschungsteams Anfang 1955: Unter den Mitarbeitern des Instituts für Sozialforschung waren neben Soziologen und Philosophen auch Psychologen, Germanisten, Betriebswirte und Statistiker. Bei den Projektdiskussionen ging es immer wieder darum, wie die Kritische Theorie mit der empirischen Sozialforschung zu verknüpfen sein. Vorne links im Bild: Ludwig von Friedeburg, der bis April 2001 geschäftsführender Direktor des Instituts für Sozialforschung war.



? Unter den Intellektuellen über Fünfzig gehört es fast zum guten Ton, zum Kreis von Adornos Schülern zu gehören. Wie ist das Interesse an Adorno und seine Philosophie unter den heutigen Studierenden?

Honneth: Gespalten – es gibt einen überaus aktiven, nicht erlahmenden Kreis von Kennern seines Werks, auch innerhalb der Studentenschaft, der aber vom Mainstream der Philosophie oder der Sozialwissenschaft eher abgekoppelt ist. Nach meiner Wahrnehmung wird die Kluft zwischen einem Vertrautsein mit dem Werk Adornos und dem, was den Weg der Philosophie heute bestimmt, immer größer. Zu meinen Adorno-Seminaren kommen überwiegend die, die sein Werk schon kennen. Die anderen Studenten – zum Teil hoch talentierte und sehr engagierte junge Philosophinnen und Philosophen – verbinden mit dem Namen Adornos kaum mehr etwas. Die Adorno-Konferenz, die wir im September zum 100. Geburtstag veranstalten werden, hat im Wesentlichen den Zweck, diese Kluft zu verringern. Deswegen habe ich zu dieser Konferenz auch nicht

Das neue Gebäude des Instituts für Sozialforschung an der Senckenberganlage – ein schlichter funktionaler Bau im Stil der 1950er Jahre; Alois Giefer hatte dieses Gebäude gemeinsam mit Hermann Mäckler geschaffen. Eigenes Vermögen konnte das Institut nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr besteuern; das Gebäude wurde mit Unterstützung von Stadt, Land, Universität und dem US High Commissioner for Germany errichtet.



Im April 2001 hat der Sozialphilosoph Axel Honneth die Leitung des Instituts für Sozialforschung übernommen: »Mit meinem Ziel, philosophisch-theoretische Reflexion und Sozialforschung wieder enger zusammen zu bringen, habe ich mich bewusst in die Tradition des Instituts stellen wollen. Das geht aber nur durch eine sehr entschiedene Erneuerung: Die alten, zum Teil im Institut noch übernommenen Erklärungsmuster und Verknüpfungsweisen müssen wir aufgeben und nach neuen konzeptuellen Grundlagen suchen.«

nur die Adorno-Spezialisten eingeladen, sondern eher Fachleute aus Philosophie und Sozialwissenschaften, die ihre eigene Theorie unabhängig von Adorno entwickelt haben und heute darauf Antworten geben können, in welchem Verhältnis sie zu Adorno stehen.

? »Kritische Theorie nach ihrem Ende« – diesen Vortrag hielt Ihr Darmstädter Kollege Gerhard Gamm zu Beginn dieses Jahres im Institut für Sozialforschung. Ist das Institut auf der Suche nach einem neuen Profil? Wie sieht das aus?

Honneth: Mit meinem Ziel, philosophisch-theoretische Reflexion und Sozialforschung wieder enger zusammen zu bringen, habe ich mich bewusst in die Tradition des Instituts stellen wollen. Das geht aber nur durch eine sehr entschiedene Erneuerung: Die alten, zum Teil im Institut noch übernommenen Erklärungsmuster und Verknüpfungsweisen müssen wir aufgeben und nach neuen konzeptuellen Grundlagen suchen. Außerdem soll die alte interdisziplinäre Offenheit des Instituts wieder revitalisiert werden. In den 30 Jahren nach dem Tod Adornos stand aus nachvollziehbaren Gründen die Industriesoziologie im Vordergrund. Meine Wunschvorstellung wäre es, hier wieder einen Ort zu etablieren, an dem die unterschiedlichen Disziplinen – also auch Kultur- und Kunstanalyse sowie Psychoanalyse – erneut kooperieren, indem sie an einer gemeinsamen Fragestellung arbeiten.

? In der Hochzeit des Instituts, sowohl vor als auch nach dem Zweiten Weltkrieg, waren alle von dieser Interdisziplinarität

beseelt. Empirische Forschung und Theoriebildung bestimmten eigentlich immer die Ausrichtung des Frankfurter Instituts. Schon Horkheimers Absicht war es, aufgrund aktueller philosophischer Fragestellungen empirische Untersuchungen durchzuführen, zu denen – wie er sagte – »Philosophen, Soziologen, Nationalökonomien, Juristen, Historiker, Psychologen sich in dauernder Arbeitsgemeinschaft vereinigen.« Sie müssen nun Wissenschaftler finden, die dieses Konzept reanimieren.

Honneth: Das inhaltliche Konzept findet sehr positive Resonanz; wir hoffen, dass der alte Ruf und die wiedergewonnene Attraktivität entsprechende Anreize bieten. Es ist zur Zeit äußerst schwierig, Kooperationspartner für Projekte zu gewinnen, weil das Institut keinen Cent vorstrecken kann und die Kollegen aus den Universitäten unter einem enormen Druck stehen, Drittmittel für ihre eigenen Institute einzuwerben.

? Droht nun der positive Impuls zu scheitern?

Honneth: Nein, es ist uns gelungen, Wissenschaftler von der Universität Frankfurt und auch von benachbarten Universitäten als Kollegiaten zu gewinnen; sie investieren hier einen Teil ihrer Arbeitskraft und helfen dabei, Projekte anzuzetteln, die in Verbindung stehen mit einem neuen, leitenden Motiv des Instituts: der Krise der kapitalistischen Modernisierung. Zum Kreis der Kollegiaten gehören der Entwicklungspsychologe Martin Dornes, der Rechtsphilosoph Klaus Günther, der Kultursociologe Sighard Neckel, der Wirtschaftshistoriker Werner Plumpe

und der Industriesociologe Wilhelm Schumm. Wir sind noch auf der Suche nach einer Kollegiatin, die bereit ist, eine frauenbezogene, feministische Perspektive mit einzubringen.

? Wie viele wissenschaftliche Mitarbeiter hat das Institut inzwischen?

Honneth: Wir expandieren mittlerweile recht stark, im Jahr 2001 waren es rund elf wissenschaftliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, heute etwa 25 – die Berechnung ist nicht so leicht, weil wir eine Menge halber Stellen und zudem noch unfinanzierte Gastwissenschaftler haben. Seitdem ich angefangen habe, sind eine Vielzahl von Projekten von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der VW-Stiftung bewilligt worden. Wir haben allerdings mit dem strukturellen Problem zu kämpfen, dass wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gewinnen müssen, die während oder nach ihrer Promotion hier mit uns Projekte beantragen, ohne dass wir ihnen eine dauerhafte Einstellung garantieren können. Daher sind wir auf jüngere Wissenschaftler angewiesen, die dem Institut soviel Bindung und Loyalität entgegenbringen, dass sie sich bereit erklären, in den nächsten zehn Jahren verschiedene Projekte in Folge durchzuführen.

? Kapitalismus-Kritik gehörte immer schon zu den Essentials des Instituts. Was ist das inhaltlich Neue an Ihrem Konzept?

Honneth: Wir können heute nicht mehr nur von einer Krise des Kapitalismus reden, auch nicht mehr wie vor 20 Jahren von wachsenden Widersprüchen des Kapitalismus.

Der Kapitalismus hat vielmehr einen paradoxen Entwicklungsverlauf genommen. Wir wollen untersuchen, wie ein innovativer, bis ins Kulturelle und Psychische hinein reichender Fortschrittsprozess in neue Formen der Abhängigkeit, Entmündigung und Regression umschlagen kann. Dafür lassen sich eine Reihe von Beispielen nennen: Die Idee der individuellen Verantwortung, die einen durchaus sinnvollen, emanzipierenden Kern enthält, schlägt heute in der Sozialpolitik und im Strafrecht unter dem Druck eines neoliberal operierenden Kapitalismus in ein neues Mittel der Disziplinierung von Subjekten um, das Ideal der individuellen Selbstverwirklichung, eine kulturelle Errungenschaft der sechziger und siebziger Jahre, gerät in der jüngsten Zeit zu einer Legitimationsinstanz für weitgehende Flexibilisierungen des Arbeitsmarktes. Was zunächst als ein normativer Fortschrittsprozess begann, schlägt unter den Zwängen einer Expansion kapitalistischer Marktrationalität in eine neue Stufe von Abhängigkeit um – das ist heute unser eigentliches Zentralmotiv.

? Was trennt die Generation der heutigen Philosophen und Soziologen am Institut für Sozialforschung von den gedanklichen Prämissen der Frankfurter Schule?

Honneth: Das alte Institutsprogramm war stark von der marxistischen Gesellschaftstheorie abhängig. Wir hingegen müssen uns ein neues gesellschaftstheoretisches Modell erst erarbeiten, wobei wir uns natürlich auf eine große Zahl von theoretischen Anregungen und Vorbildern stützen können. Im Hause herrscht im Augenblick ein ziemlich undurchsichtiger, momentan aber wohl sehr fruchtbarer Pluralismus: Neben der Gesellschaftstheorie von Habermas, die für mich selbstverständlich von großer Bedeutung war, spielen dabei die Entwürfe von Pierre Bourdieu, Michel Foucault und wahrscheinlich auch Anthony Giddens eine zentrale Rolle. Aus diesen Bruchstücken müssen wir uns, wenn möglich, eine Gesellschaftstheorie erst noch erarbeiten, die dann den Rahmen abgeben könnte für Untersuchungen der Paradoxien der kapitalistischen Modernisierung.

? In den zwanziger Jahren, aber auch nach der Wiederöffnung in den fünfziger Jahren, haben der Konkurrenzkampf untereinander, aber auch die daraus resultierende intellektuelle Debatte das Profil des Instituts für Sozialforschung bestimmt. Adorno mit seinem Pseudonym »Hektor Rottweiler«, aber auch Horkheimer, dessen Führungsstil als ausgesprochen autoritär galt, zeigten gegenüber Kollegen keine »Beißhemmung«. Jürgen Habermas, bei dem Sie Hochschulassistent waren, zog sich damals aus dem Institut zurück. Ist der offensichtlich auch inspirierende Biss seit den siebziger Jahren verloren gegangen?

Honneth: Man kann die Zeiten nicht direkt miteinander vergleichen. Die erste Generation der Frankfurter Schule verfügte natürlich über so etwas wie eine einheitliche Theorie; die marxistische Grundüberzeugung wurde durch Hegelianische Motive und bestimmte Elemente aus der Soziologie Max Webers ergänzt. Das Institut hat dann im Exil und später in den fünfziger Jahren stark in dem Bewusstsein gelebt, eine Insel kritischer Reflexion zu sein, die intellektuell und politisch verteidigt werden musste. Abweichungen waren daher mehr als bloß intellektuelle Zerwürfnisse, sie waren ein Verrat an der gemeinsamen Sache. Es gab überhaupt wenig Köpfe, die Adorno und Horkheimer hätten Paroli bieten können. Die große Ausnahme war tatsächlich Habermas, der hier im Institut als wissenschaftlicher Mitarbeiter gearbeitet, dann aber das Institut verlassen hat. Er wäre durchaus jemand gewesen, wie sich



Von der Polizei eskortiert, müssen die Hausbesetzer das Institut für Sozialforschung am 31. Januar 1969 verlassen. Zuvor war es zu heftigen Wortgefechten zwischen den SDS-Studenten, insbesondere Hans-Jürgen Krahl, und den Institutsprofessoren Adorno und von Friedeburg gekommen. In einem Flugblatt warfen die Studenten den Vätern der Kritischen Theorie vor, »Büttel des autoritären Staates« zu sein.

dann ja auch abzeichnete, der einen richtigen Streit mit Horkheimer hätte vom Zaun brechen können. Doch Horkheimer war in einer Weise autoritär, die so etwas gar nicht aufkommen ließ. Daher besaß die spätere Entwicklung im Institut dann doch eine wesentlich größere theoretische Sprödigkeit. Ich hoffe, wir können an die intellektuellen Debatten der frühen Zeit wieder anknüpfen. Wir, die Kollegiaten, testen zur Zeit Differenzen und Ge-



Statt von »der Krise des Kapitalismus« zu sprechen, machen Honneth und seine Kollegen »die Paradoxien der kapitalistischen Modernisierung« zum Thema: »Wir wollen untersuchen, wie ein innovativer, bis ins Kulturelle und Psychische hinein reichender Fortschrittsprozess in neue Formen der Abhängigkeit, Entmündigung und Regression umschlagen kann.«

Dimensionen sozialer Paradoxien – Zu der neuen Buchreihe des Instituts für Sozialforschung

Der Titel für den ersten Band der neuen Schriftenreihe des Instituts für Sozialforschung ist gleichermaßen provokant und programmatisch: »Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus«, schreibt Axel Honneth, Direktor des Instituts und Herausgeber der Schriftenreihe, in seinem Vorwort. In Anlehnung an die Reihe, die 1955 von Theodor W. Adorno und Walter Dirks gegründet und im Jahr 1971 eingestellt wurde, sollen in regelmäßigen Abständen im Campus Verlag Monographien und Forschungsberichte veröffentlicht werden, in denen sich die theoretischen und empirischen Fragestellungen der Institutsarbeit wiederfinden.



Band 1:
Axel Honneth
(Hrsg.):
Befreiung aus der Mündigkeit.
Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Campus Verlag, Frankfurt/New York, 2002, ISBN 3-593-37080-8, 254 Seiten, 24,90 Euro.

Im ersten Band wird die neue Forschungsperspektive mit Aufsätzen zu weit verzweigten Themen wie der Vermarktlichung sozialer Beziehungen und industrieller Arbeit bis hin zur Zunahme transnationaler Steuerungsprozesse behutsam von verschiedenen Seiten beleuchtet. Die aktuellen Transformationsprozesse im westlichen Kapitalismus werden unter der Prämisse analysiert, dass heute weder liberale Fortschrittsdiagnosen noch verfallstheoretische Zukunftsprognosen geeignet sind, den komplexen Charakter der neuen Entwicklungen zu erfassen. Stattdessen werden diese Prozesse einer kapitalistischen Modernisierung und Rationalisierung als Paradoxien begriffen, weil deren normatives Potenzial in das Gegenteil einer wachsenden Entmündigung und Ausschließung umzuschlagen droht.



Band 3:
Martin Hartmann:
Die Kreativität der Gewohnheit.
Grundzüge einer pragmatistischen Demokratietheorie, Campus Verlag, Frankfurt/New York, 2003, ISBN 3-593-37243-6, 338 Seiten, 34,90 Euro.

Auch die bisher erschienenen Folgebände tragen paradoxe Anklänge im Titel und setzen sich mit vielfältigen Themen auseinander. Die von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie preisgekrönte Dissertation von Ferdinand Sutterlüty beschäftigt sich mit »Gewaltkarrieren«. Gemeint ist der Kreislauf von Gewalt und Missachtung, in den jugendliche Täter hineingeraten, die selbst Opfer familiärer Gewalt waren. Der Zusammenhang zwischen Misshandlung im Kindesalter und späterer Gewaltkriminalität ist inzwischen statistisch ausreichend belegt. Wie es jedoch zu wiederholten aggressiven Handlungen von Ju-

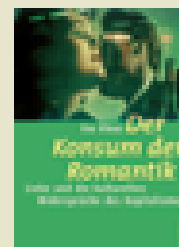
gendlichen gegenüber zum Teil willkürlich gewählten Opfern kommt, dafür gibt es bisher noch keine ausreichende Erklärung. In seiner qualitativen Studie weist der Autor Schritt für Schritt nach, dass die wesentliche Voraussetzung für »Gewaltkarrieren« in der »intrinsischen Motivation« der Täter liegt, die dazu führt, dass Gewaltsituationen immer aufs Neue herbeigeführt werden. Aus Interviews mit jugendlichen Gewalttätern und Gewalttäterinnen wird herauspräpariert, wie diese intrinsische Motivation zu Stande kommt.

»Die Kreativität der Gewohnheit« von Martin Hartmann befasst sich mit dem demokratietheoretischen Konzept von John Dewey, einem amerikanischen Philosophen, der in den 1930er Jahren zu einem

Band 2:
Ferdinand Sutterlüty:
Gewaltkarrieren.
Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung, Campus Verlag, Frankfurt/New York, 2002, ISBN 3-593-37081-6, 382 Seiten, 24,90 Euro.



der Väter des Pragmatismus zählte, und den Konsequenzen für die politische Philosophie. Der Autor versucht auf originelle Weise, eine pragmatistisch inspirierte Demokratietheorie zu erarbeiten, in deren Rahmen sowohl anthropologische als auch psychologische Annahmen einen Platz finden. Indem der Autor die Frage nach den Voraussetzungen politischen Handelns auf ein breiteres Fundament stellt, gelingt es ihm, den überzogenen Rationalismus neuerer Demokratietheorien zu vermeiden. Das Buch analysiert Gewohnheit, Erfahrung und Vertrauen als zentrale Bestandteile einer handlungsorientierten Demokratietheorie und wendet den Blick damit vom großen Thema der Globalisierung ab, um ihn auf diejenigen zu richten, die in einer zunehmend verflochtenen Welt unverändert vor dem Problem stehen, kreativ mit den neuen Herausforderungen umzugehen.



Band 4:
Eva Illouz:
Der Konsum der Romantik.
Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Campus Verlag, Frankfurt/New York (erscheint September 2003), ISBN 3-593-37201-0, 29,90 Euro.

Die im September 2003 erscheinende Übersetzung einer Studie der israelischen Soziologin Eva Illouz »Der Konsum der Romantik« schließlich wendet sich wieder dem Thema Kapitalismus und seinen kulturellen Widersprüchen zu. Einen solchen Widerspruch stellt traditionell der Gegensatz von romantischem Liebesideal und der »kalten Welt« der Ökonomie dar. Dieses Buch zeigt dagegen auf, inwiefern die beiden Sphären sich längst wechselseitig beeinflussen und ineinander übergehen: So, wie die Konsumsphäre in wachsendem Maße auf die Erzeugung romantischer Gefühlszustände abzielt, so geraten die Intimbeziehungen immer stärker in Abhängigkeit von der Inszenierung und dem Erlebnis des Konsums. Die kollektive Utopie der Liebe, einst das Ideal einer Transzendierung des Marktes, ist im Prozess ihrer Verwirklichung zum bevorzugten Ort des kapitalistischen Konsums geworden.

Die einzelnen Bände der Reihe hält bei der Vielfalt der bearbeiteten Themen doch eine gemeinsame Grundidee zusammen: Der Prozess, der heute gerne unter dem globalen Begriff der »reflexiven Modernisierung« zusammengefasst wird, ist ein höchst komplexer, paradoxer Vorgang. Es gilt, diesem Prozess durch theoriegeleitete empirische Studien, über alle wichtigen gesellschaftlichen Bereiche hinweg, nachzuspüren. ♦

Literatur

Frankfurter Beiträge zu Soziologie und Sozialphilosophie, herausgegeben von Axel Honneth, im Auftrag des Instituts für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Verlag Campus, Frankfurt/New York.

meinsamkeiten. Ich bin relativ sicher, dass dies zu einer intellektuellen Neuorientierung führen wird.

? In der öffentlichen Wahrnehmung hat das Frankfurter Institut für Sozialforschung in den vergangenen Jahren an Bedeutung verloren, stattdessen macht das Hamburger Institut für Sozialforschung mit seinem Mäzen Jan Philipp Reemtsma mehr mit Forschungsergebnissen von sich reden.

Honneth: Das Hamburger Institut für Sozialforschung hat seinen großen Ruf dadurch erworben, dass es sich stark auf eine bestimmte Fragestellung konzentriert hat, nämlich die Frage nach den Ursachen und den Dynamiken der Gewalt und der Barbarei im 20. Jahrhundert. Unsere Orientierung ist eine ganz andere – wir beschäftigen uns mit den sozialen und kulturellen Strukturwandlungen der Gegenwart, sind daher auch nicht in derselben Weise wie das Hamburger Institut historisch orientiert. Wir unternehmen empirische Forschungen mit Blick auf die Gegenwart und zu künftige Entwicklung des Kapitalismus. Rivalitäten kommen da kaum auf, zumal wir aus meiner Sicht in guter Verbindung mit dem Hamburger Institut stehen.

? Zur Finanzierung des Instituts: Von der Familie Weil war das Institut Mitte der zwanziger Jahre bestens ausgestattet worden, doch die Gelder schwanden, nicht zuletzt durch Inflation und Umzug ins Exil. Nach dem Zweiten Weltkrieg war von dem Gründungsvermögen nichts mehr vorhanden. Mit Unterstützung von Stadt, Land, dem US High Commissioner for Germany und der Johann Wolfgang Goethe-Universität konnte das neue Gebäude Anfang der fünfziger Jahre errichtet werden. Wie finanziert sich das Institut seither?

Honneth: Die Finanzierung des gesamten Instituts erfolgt aus Mitteln von Stadt und Land, die jährlich etwa zur Hälfte für die Gesamtausstattung Sorge tragen, zu der im Wesentlichen die technische und administrative Infrastruktur gehören. Das sind im Jahr etwa 550 000 Euro.



Alles, was an Forschung geleistet wird, können wir nur durch Drittmittel finanzieren, die wir regelmäßig beantragen müssen. Auch hier wächst natürlich der Druck, weil die großen Drittmittelgeber, wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die VW-Stiftung, durch den Umbau der Universitäten zunehmend und inflationär mit Anträgen geradezu überschwemmt werden.

? Und da droht das Institut für Sozialforschung zum armen Nachbarn der Universität zu werden?

Honneth: Wie so viele kleinere, selbstständige oder teilautonome Forschungsinstitute sind wir Leidtragende einer wissenschaftspolitischen Entwicklung, die mit der schleichenden Automatisierung der Universitäten zu einer wachsenden Konkurrenz um öffentliche Forschungsmittel führt – heute wird ja der Ruf einer Universität stark an der Menge der erfolgreich beantragten Drittmittelprojekte gemessen, so dass bei nachlassendem Finanzvolumen die Zahl der Anträge von Jahr zu Jahr steigt. Natürlich stellt sich unter solchen Bedingungen immer mal wieder die Hoffnung auf einen sozial engagierten Sponsor ein, der uns mit einem Schlag aus der Situation einer stets prekären Finanzlage befreien könnte.

? Die Bundesrepublik steckt in einer tiefen Krise, die sozialen Systeme vor einer umfassenden Reform. Die Diskussion über »soziale Gerechtigkeit« scheint angesichts der wirtschaftlichen Schwierigkeiten eher zu einem

Randthema der gesellschaftlichen Diskussion geworden zu sein. Werden Sie versuchen, diese gesellschaftskritische Analyse neu zu beleben und mit dem Namen des Instituts für Sozialforschung zu verbinden?

Honneth: Im Grunde genommen steht genau diese Absicht natürlich hinter dem Programm, das wir uns vorgenommen haben. Schon die Idee der paradoxalen Entwicklungen soll signalisieren, dass wir ein normatives Interesse daran haben, die soziale Gerechtigkeit für die gegenwärtige Gesellschaft zu erweitern. Unsere Diagnose ist wie bereits gesagt, dass normative Möglichkeiten und Entwicklungen, die soziale Gerechtigkeit fördern, heute im hohen Maße durch gegenläufige Prozesse untergraben werden. Das ganze Institutsprogramm ist stärker als früher von einer moralischen Intuition getragen, die ich persönlich in Kategorien einer Konzeption sozialer Anerkennung formulieren würde. Eine gerechte Gesellschaftsordnung würde verlangen, dass die Mitglieder in den unterschiedlichen Rollen der Privatperson, des Staatsbürgers und des Arbeitsbürgers genügend soziale Anerkennung erfahren, um ein Leben in Freiheit und ohne Scham leben zu können. Wir alle hier im Institut sind davon überzeugt, dass die gegenwärtigen Bedingungen diesen normativen Forderungen zuwiderlaufen. Wo liegen die Ursachen dafür, dass es den Mitgliedern unserer Gesellschaften an dem Maß sozialer Anerkennung mangelt, das nötig ist, um ein befriedigendes Leben führen zu können – nichts anderes wollen wir analysieren. ◆

Während die Kollegiaten des Instituts heute bewusst einen pluralistischen Ansatz verfolgen, war dies in den 1950er Jahren deutlich anders. Dazu Honneth: »Das Institut hat dann im Exil und später in den fünfziger Jahren stark in dem Bewusstsein gelebt, eine Insel kritischer Reflexion zu sein, die intellektuell und politisch verteidigt werden müsste. Abweichungen waren daher mehr als bloß intellektuelle Zerwürfnisse, sie waren ein Verrat an der gemeinsamen Sache. Es gab überhaupt wenig Köpfe, die Adorno und Horkheimer hätten Paroli bieten können.«